

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 25 (1921)

Buchbesprechung: Schweizer-Bücher und Bücher von Schweizern

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nach des verdienten Verfassers Todesjahr (1901) abgeschlossen wurde. Fiammazzo widmete diesem in dem Werke selbst einen Nachruf. Erwähnen wir noch die für weitere Kreise berechnete 1896 in Bettelheims „Geisteshelden“ als Band 21 erschienene Dantebiographie, so dürften die Hauptarbeiten Scartazzinis über Dante, abgesehen von Artikeln und Studien in deutschen und italienischen Zeitschriften, sowie im Dante-Jahrbuch, als dessen Redaktor er für den 5. Band zeichnete, angeführt sein.

Scartazzini erhielt 1875 den Dr. honoris causa von der Universität Halle, wurde im Juli 1882 zum Ritter des kgl. sächsischen Albrechtsordens ernannt, und war vom Jahre 1882 ab bis zu seinem Wegzuge aus Graubünden Kantonskirchenrat.

Er hatte nämlich 1871 als Lehrer des Italienischen an der Kantonsschule in Chur sich dem Lehramt zugewandt; versuchte später sein Glück als Institutedirektor und 1875 finden wir ihn wieder im Pfarramt zu Soglio, wo er bis 1884 blieb, um dann als Seelsorger nach Fahrwangen am Hallwilersee im Aargau überzusiedeln. Am 10. Februar 1901 ist er daselbst gestorben.

Diesen hochverdienten Danteforscher im 600. Todesjahr des großen Italiener nicht zu nennen, wäre Undank. Er hat zur Kenntnis des Dichters viel beigetragen, und nur wenige seiner Zeitgenossen waren mit dem Leben und den Werken Dantes so vertraut wie der Bergeller Pfarrer Giovanni Andrea Scartazzini.

H. M.-B.

Schweizer-Bücher und Bücher von Schweizern.

Paul Raegi. Silhouetten, eine Anthologie schweizerischer Lyrik. Benno Schwabe & Co., Verlag, Basel.

Einem Band mit Dialekt-Gedichten läßt Paul Raegi den vierten Band seiner „Silhouetten“ mit Gedichten in schriftdeutscher Sprache folgen. Die im ganzen überaus erfreuliche Auswahl macht weitere Kreise mit dem Schaffen von vier noch wenig, oder noch zu wenig genannten Autoren bekannt: des Luzerners Fridolin Höfer, des Baslers Fritz Liebrich, mit dem des Otto Pfenninger, der in der beigegebenen autobiographischen Skizze seine kantonalen Eigenheiten verschweigt, und dem des schwäbischen Land entsprossenen, doch nach seinem siebenten Jahr in der Schweiz aufgewachsenen Hans Limbach.

Mag man Angaben über die engere Heimat eines Autors überflüssig finden, dem objektiven Betrachter bedeuten sie manchmal doch einen Fingerzeig, die Eigenart des Dichters mit den Faktoren seiner Umwelt zu vergleichen. Dieser Meinung war der Herr Herausgeber wohl auch, als er sich solche Angaben von seinen Autoren erbat; wenn daraufhin nicht alle ihr bürgerliches Profil enthüllen wollten und lieber über die eigene Person eine dichterische Rhapsodie anstimmten, so ließ er sie, weitherzig, gewähren.

Ohne Gewaltsamkeit wird man also die sinnenhelle, fromme Andacht vor dem Lebendigen, welche das Wesen der Höferschen Dichtung ausmacht, zu den positiven Elementen des inner-schweizerischen Katholizismus in Beziehung bringen können; wird, was neben dem Dichter in Fritz Liebrich vom feinbeseelten Maler lebt, in der Basler Luft wieder erlauschen, wohingegen der offenbar mehr spekulativ veranlagte Hans Limbach in seiner Diction und deren idealistischen Hintergründen seine Herkunft aus der klassischen Welt des deutschen Gedankens nicht verleugnet.

Fridolin Höfers erstes Gedichtbuch war betitelt „Stimmen aus der Stille“; ihm folgten (1914) „Im Feld- und Firnelicht“ und „Da-

heim“ (1918) — doch der Titel der ersten könnte für alle drei Sammlungen gelten; allen eigen ist der gleiche innerliche Ton. Die Musik seiner Gedichte liegt in ihrem Grundklang beschlossen; eine bewußte rhythmische Durchgestaltung lag dagegen kaum je in seiner Absicht; bedeutender als sein Singen ist sein Schauen. Ein reiner treuer Spiegel, Augen, die trinken von der Gestalten Überflüß, fassen die Bilder einer anspruchslosen ländlichen Umgebung. In eine festtäglich beruhigte Landschaft zu wandern, lädt der Dichter uns ein. („Im Feld- und Firnelicht“ führt in die gewaltige Natur des Hochgebirges.) Da lauschen wir, vor Tag, dem Amsel sang, der, erst leise lallend wie das Traumreden eines Kindes, endlich sieghaft aufsteigt und durch die Luft strähnt wie feuergoldenes Haar.“ Er führt uns zu seinen Bäumen, wenn „der gastliche Herbst“ die „goldhellen Äpfel“ regnet:

Und schon greift meine Hand vom Baum der Welt

In Blätterschatten erwärme Früchte,
Derweil die Stirne frei über Gärten und Feld
Fließendes Licht der Ewigkeit umwelt.

Ein Zug von Kindern jubelt und glüht, ein Fähnchen schwingend, durch sommerliches Gelände; „wie gehoben“ lauscht und glänzt die Landschaft, noch lange nachdem dieses Leben vorbeigerauscht ist. Ein sonnenverbranntes Bauernhaus mahnt an die Vergänglichkeit. Aber dem Menschlichen entfremdet seine Geborgenheit den Dichter nicht. Das tragische Ringen eines Künstlers, dem im Widerspruch Kunst wie Leben zerronnen, findet in seiner Seele Nachklang („Karl Stauffer“), und ergriffen schildert er das Los derer, die, angelockt von den trügerischen Verheißenungen der Stadt, ihre Täler und Alpen verließen, um nun „zerbrochen“, „zerschlagen“, als Ausgeworfene am Rande des Häusermeers zu vertümbern.

Nach dem Lesen seiner ersten Gedichte in dieser Sammlung könnte man von Fritz Liebrich die Vorstellung gewinnen, seine besondere

Sache sei das freudige Bejahren der Errungenhaften des Industriealters:

Nun leg die Träume sorgsam auf die Seite
Und streife von den Muskeln weiche Ärmel,
Maschinen rollen, und sie drehen dich mit
Und schaffen härter dich nach ihrem Bilde

heißt es im „Stadt morgen“. Das Wesen eines Krans, tatbereit himmelauftragend über die „kleinen Worte“, „kleinen Gebärden und kleinen Schreiter“, wird in drei gedrängten Strophen anschaulich. Die Uferlinie, die sich ins Ferne verliert, aus Kohlendunst und den UmrisSEN von Gaskesseln, Kaminen und Kranen, erscheint schließlich doch nur als eine, als die neueste Gebärde der Stadtseele; den träumerischen Bildern, dem Abendlich-Zarten und Dämmerhaften der Rheinstadt wendet der Dichter, scheint mir, doch mehr den ganzen Menschen zu: „Aus tiefem Wasserrauschen aber steigt die alte Stadt, und aus ihr, wundersam, gedeihen leis und fein der Turme Spalten.“

Es erinnert an die synthetisierende Kunst der besten zeitgenössischen Meister wie Lieberich ihrer Natur nach statische Bestandteile einer Umgebung oder Landschaft, durch richtiges Abwägen ihres gegenseitigen Verhältnisses, in Bewegung aufzulösen vermag. Die folgenden Strophen aus dem Gedicht „Hängende Gärten“ mögen das eben Gesagte verdeutlichen. Es gibt in diesen Zeilen keinen toten Punkt — ähnlich wie es in einer Plastik Rodins keine toten Stellen gibt:

Aus starren, aufgestuften Schalen heben
Die Ranken sich und lassen Brunnen springen
Von ernstem Efeu, fallenden Syringen
Und neuen Gärten, die sie weiter geben,
Den höhern zu, die um Paläste weben
Und ihnen Schmuck und Farbenbänder
bringen
Von feingewirkten, wunderbaren Dingen,
Draus schattenstille Treppen nieder schwelen.

Ungleich an Wert ist die Auslese aus Otto Pfenninger. Seine freien Rhythmen ordnen sich im „Schwanensang“ zu einer durchaus musikalischen Komposition, die in dem dreimaligen Ansluten und schließlich Hochschäumen der Tonstrebung ihresgleichen sucht; sie zu kennzeichnen, sei an Mörkies, im Prinzip verwandte, dagegen an Sprachgehalt sehr verschiedene „Aeolsharfe“ gemahnt.

Auch Pfenningers Kraft, einen Lebenszustand bildhaft festzuhalten, ist nicht gering; das wird besonders deutlich in „Lob des Lebens“. Da sind zunächst ein paar Farben, rosendunkles Rot, dann das Brausen der Bäche, dann das frohe Getümmel badender Jugend, das vor Ueberlust in Zorn auszubrechen droht, bis das Schlimmste „im Freundeswort erlischt“. Diese Momente, wie zufällig zu einer Guirlande zusammengerafft, drängen wieder nach musikalischer Lösung und enden in einem hymnischen Akkord:

Stolze Werke stehen vollendet,
Neue rufen! Lebensglüten
Lodern in gewalt'gen Garben

In die Weltnacht, und
im Feuer klingen Stimmen
der Unsterblichkeit.

Bild von der ersten bis zur letzten Zeile ist „Sonnenbad“; alles in diesem Gedicht ist groß und plastisch bedeutend gesehen: die menschlichen Leiber, der Himmel und die Ferne. Dieser Eindruck ist nicht wieder erreicht in „Bauchtänzerin“ und „Der Cellospieler“. Epitheta wie „gierdurchbeizt“, „leidenschaftlich“ bleibent im Zusammenhang, in den sie hier gebracht sind, ohne Wirkung, während ein Energieaufwand wie der: „Ein unabkömmtiefer Schmerz hat sich in jenes Antlitz eingekrallt, das Fleisch daraus gerausft und die ätzende Hoffnung entmannt“ überhaupt keine Anschauung vermittelt. In „Der Strom“ wird solches Kühn- und Starksein-Wollen bereits ein wenig zur Manier; man liest da von Wassersträngen, die sich „verknöten“ und „knirschen“ und „teucheln wie kniebelastete Brüste“, die „Auswurf weit von sich speien“ „wie betrunken Magenfäde“, die „sattgemüdet“ die Zungen aus den heißen gebrüllten Rachen reckend, mit verglasten Augen sich ins Meer schleppen, wo sie erfaulen“.

Wem Gedichte wie „Schwanensang“, „Werden“, „Sonnenbad“ gelungen sind, der hätte die Veröffentlichung, zwar nicht witzloser, aber doch nur halbgeglückter Experimente eigentlich nicht nötig. Ueberlässe man doch auch die Vergewaltigung von Naturerscheinungen lieber den Herren Expressionisten.

Von den in unserem Bande vertretenen Autoren ist Hans Limbach am wenigsten Impressionist; er gibt sich am wenigsten hin an die Einzelreize der sinnlichen Umwelt. Das Dasein eines Riesenbaumes z. B. wird von ihm nicht nur optisch erlebt, sondern gleich auch gedankenhaft durchdrungen, gibt ihm Anlaß zu einer Betrachtung über das Ewig-Beharrende im Wechselspiel der Lebewesen. Das Bett, in dem Kindheit, Jugend und Alter ja ein Drittel der Erdenzeit verbringen, wird ihm zum Schiff, das die kühnen, hoffenden, sehnsuchtsvollen Herzen der Schlummernden ans Gestade der Erfüllung bringt. Doch ist auch bei ihm nicht destoweniger die Anschauung das Primäre. Die Tendenz, alles ins Allgemeine zu erweitern, verlangt ganz natürlich nach einfachen, weiträumigen Formen. So erhält selbst die weibliche Gestalt in dem Gedicht „Volia“ etwas antifisch Herbes. Das Gedicht in extenso auszuführen, gestattet der Raum leider nicht, wiewohl es — und nicht zuletzt als ein Beispiel meisterhafter Trochäenwendung — bekannt zu sein verdiente. Die unten folgende Charakteristik des François Villon aber mag beweisen, daß das ehrwürdigste griechische Maß noch heute die Schaffenden begeistert:

Schwermut verdunkelt den lachenden Blick
überm schmužigen Glas.
Purpur im schmužigen Glas
funfert der feurige Wein.
„Also vertrank ich mein Leben und Blut! Ver-
gessen, vertrunken

Hab ich mein besseres Ich! Wehe:
mein schlechteres blieb!
Hier an den Spiegel tret' ich: Wer
bist du, verkommenen Bruder?
Trinke, Verdammter! Stoß an!"
— Klirrend zersprang ihm das
Glas.

Verwandter Art sind zwei
andere Darstellungen: „Mat-
thias Grünewald“ und „Goethe“.

Wie die Autobiographie mit-
teilt, lebte Hans Limbach von
1912 bis zum Auftreten des
bolschewistischen Terrors in Ruß-
land; aber nichts konnte dem an
Kant Geschulten, durch Schillers
theoretische Schriften Geläuter-
ten, ferner liegen, als gutzu-
heißen, was „das Vieh, vom
Blute betrunken“, für sein Recht
hielt. Das geht hervor aus dem
Nachruf an eine von den Bol-
schewisten ermordete Frau Ma-
riam von Klot. Nach abenteuer-
licher Flucht aus Rußland in die
Schweiz zurückgekehrt, konnte er
die Heimat, wie sie während
der Jahre seiner Abwesenheit
in seinem Innern gelebt haben
möchte, nicht wieder finden.
Vergeblich späht er aus nach
dem Hort von Güte und Freundschaft — das alles ist fern, in
der Zeit versunken wie eine
sagenhafte Stadt, der der Dichter
traurig zuruft:

Ach, schlafst du, oder bist du tot?
Ich beug mich ängstlich übers Boot:
Kann keine Seele finden!
So still die goldenen Straßen stehn;
Die dunklen Fische drüber gehn
Und durch die Fenster schwinden.
(„Heimkehr“.)

Siegfried Lang, Zürich.

Jakob Boßhart. Opfer. Novellen. (Er-
zählungen von Jakob Boßhart, sechster
Band.) Erstes und zweites Tausend. Leipzig,
H. Haessel. 1920.

Das neue Buch dieses schweizerischen
Meisters der realistischen Novelle vereinigt
sieben Werke seiner bodenständigen Erzählu-
ngskunst, die in den letzten Jahren entstanden sind,
zu einer überaus wertvollen Sammlung. Eines
davon, „Nimrod“, hat bereits Jakob Job im
letzen Jahrgang der „Schweiz“ (S. 586) bei
Anlaß der Sonderausgabe durch den Verein
der Bücherfreunde in Berlin verständnisvoll
gewürdigt.

Jakob Boßhart stellt an sich und an den
Leser keine geringen Anforderungen. An sich:
strenger als er dürfte kein Schweizerautor auf
den künstlerischen Aufbau, die unerbittliche
psychologische Folgerichtigkeit der Handlung
und die Lebensechtheit der ganzen Darstellung
achten, keiner so bis ins einzelne bewußt und
zielsicher mit klarem Kunstverständnis sein Werk



Marguerite Frey-Surbek, Bern.

Alt Bundesrat Oberst Frey.
Bithographie.

vollenden. Und an den Leser: Boßharts Er-
zählungen bilden keine heitere Unterhaltung;
ihr Tenor ist ernst, meist düster; die Tragik
und Tragikomödie des irdischen Daseins bildet
in der Regel ihren Inhalt. Schwere Schicksale
lasten über Boßharts Menschen, auch über
denen, die hier als „Opfer“ so lebendig gestaltet
sind, und wo das Glück einmal lächelt, ist es
das wehmütige Lächeln der Resignation, nicht
das strahlende restlos erfüllter Wünsche.
Menschenschicksal — aber wirkliches, nicht er-
träumtes, nicht glorifiziertes und übergoldetes
— erleben wir bei der Lektüre dieser ganz
föltbaren Novellen, die uns — Boßhart ist
nicht umsonst Romanist — in ihrer Technik
an die Werke der großen französischen Realisten,
eines Flaubert, eines Maupassant erinnern,
und doch in Fühlen, Denken und Sprache so
ganz und gar schweizerisches Gewächs sind, so
ganz und gar Boßhart, daß man wohl von
Wahlverwandtschaft, sicher aber nicht von Nach-
ahmung reden kann. So ist gleich die erste,
tief erschütternde Erzählung, „Dödelis hohे
Zeit und Heimischaffung“, ein wahres
Musterbeispiel Boßhartscher Realistik. Die
Handlung ist dem Leben entnommen: die
Armenpflege von Illingen bürgert die schwach-
sinnige, elternlose, der Gemeinde zur Last
fallende Dorothea Schudel durch Verheiratung
mit dem leichtsinnigen Schuhmacher Schuppli
von Güttilon im Nachbarlanton aus und schafft

anderthalb Jahre später, nachdem die Ehe in die Brüche gegangen, die Mutter Gewordene mit ihrem Kinde heim. Als ein bedauernswertes Opfer des knorzenenden Geizes einer wohlweisen Gemeindebehörde wird die arme Schwachsinnige mit ihrem Kinde in ein dunkles Schicksal gestoßen. Die Erzählung dieser empörenden — leider nicht „erfundenen“ — Begebenheit ist von so beispieloser Echtheit und Unschaulichkeit, Rede und Gegenrede sind so absolut dem Leben entnommen, daß der Leser z. B. an der Sitzung der Armenbehörde, die über Dödelis Schicksal Beschluß faßt, an der ergreifenden Szene der Heimischaffung, wo der Gemeindediener der sich Sperrenden das Kind entreißt, es in der Richtung nach Güttikon davonträgt und sie so zum Folgen zwingt, unmittelbar teilnimmt; der Dichter selbst gestaltet nur, stellt lediglich dar, fast teilnahmslos, in kühler Objektivität — und doch: ist ja über die verbrecherische Interessenpolitik habssüchtiger Bauernschlauheit ein vernichtenderes Urteil gefällt worden als in diesem meisterhaft gezeichneten realistischen Sittengemälde? Wirkt der Sieg der Natur über die Unnatur, der sich im Herzen der Sigristin zu vollziehen scheint, die sich über „das verfluchte Mannsvolk“ empört, nicht wahrhaft erhebend, wenn sie sich der Räten der „Heimgeschäftten“ annimmt, das Junge aufhebt und mit freundlichem Zuspruch ins Haus zurückträgt, während die Alte, um das Los der Kleinen besorgt, ihr miauend folgt — wie eben das „Trötteli“ wie eine Tiermutter nach ihrem Jungen schreiend, dem Gemeindediener auf dem Wege in die Verbannung gefolgt ist?

Oder — man lese die kurze Erzählung „Der Kuhhandel“, deren Titel mit seinem Doppelsinn überaus glücklich gewählt ist —, wo der Zufall einen Bauern ausgerechnet zu der Frau führt, die er unter dem Versprechen der Heirat einst in Schande gebracht hat, weil der Vater fand, eine Magd aus dem Armenhaus sehe man nicht neben sich an den Tisch, wenn man eine „habliche“ Bauerntochter mit einem Brautfuder so hoch wie ein Garbenwagen haben könne. Diesen Argumenten konnte sich der Junge vor zwanzig Jahren nicht verschließen. Und heute erhandelt der selbe Felix Knotschi vom Reutehof von seiner damals verstoßenen Geliebten eine Kuh. Dieser — zweite und wirkliche — Kuhhandel ist ein Meisterstück Bozhartscher Darstellungskunst, und wie nach dem Handel die Bäuerin nochmals die ganze Bitternis ihres damaligen Erlebnisses durchkostet und die Schuld dem Vater des Feggel beimüht, sich zum Entschluß durchringt, ihm den verschwiegenen Fehler der Kuh mitzuteilen, damit es ihr nicht beständig in den Ohren liege und ihr zurufe: „Mut hast du dem doch noch recht gegeben, der dich einst in den Schmuck getreten hat!“ — das alles wird in seelisch so tief- und wohlbegründeter Darstellung gestaltet, daß es für jeden Leser zum inneren Erlebnis werden muß.

So ließe sich jede dieser sieben Novellen als das Werk eines Meisters, als ein dem Alltag entnommenes, von einem Dichter geadeltes

realistisches Gemälde hervorheben: „Ein Erbteil“ z. B., wo der Sohn des Mörders Reimann sich zum Entschluß durchkämpft, in seine Heimatgemeinde zu gehen und seinen Konfirmationsspruch „Besleihige dich, einen guten Namen zu bekommen“ durch eigene Kraft zu verwirklichen, weil er eine gute Mutter gehabt, die den Vater ihn ihm zwingt, wie sein bisheriger Pflegevater feststellen zu dürfen glaubt. Oder „Ausgedient“, wo unter dem Bewußtsein gemeinsamer Schuld am Tode ihres Kindes, das den aus herzlosem Geiz zum Tode verurteilten Hund, seinen Jugendgespielen, retten wollte und dabei im Rhein ertrank, die verhärteten Eltern diese Schuld zu einer gemeinsamen Bürde zusammenlegen und die erste weihevolle Stunde ihres Daseins erleben. Oder „Besinnung“, wo die alte Annemarie vom Haselhof über ihr verslossenes Dasein nachsint und erkennt, daß sie ihr Leben zu ausschließlich der Werktagsarbeit geopfert und niemals rechte Sonntagsstimmung genossen, andächtige, feiertägliche Andacht. Am Lager der genesenden Enkelin aber kommt diese Andacht über sie, und bald darnach feiert sie den zweiten wahren Sonntag in ihrem Leben und den letzten ... Dieses Seelengemälde möchte ich zu den psychologisch feinsten Arbeiten des Bandes rechnen.

Bozharts Sprache blendet nicht; geistreiche Wendungen, verblüffende Bilder sucht man bei ihm umsonst, und scheinbar dürfzig ist die Schilderung der Umwelt, besonders auch der Natur, in seinen Erzählungen. Und doch: wie unmittelbar, wie wahr und ehrlich und wie überraschend anschaulich wirkt alles, was er und wie er's erzählt. Das macht: alles sitzt am rechten Ort, kein überflüssiges Wort zerdehnt seine Säze, und Dialoge von der Lebenswirklichkeit derer, die wir hier lesen, findet man nicht alle Tage. So, wie der Präsident von Illingen in der Sitzung der Armenpflege, so, wie der Feggel und seine frühere Geliebte beim Kuhhandel drücken sich die Bauern wirklich aus, so denken, so fühlen sie, exakt so! Und doch — eine bloße Abschrift der Wirklichkeit bildet keine einzige der Novellen, weil eine jede, um mich eines etwas veralteten Ausdrucks zu bedienen, von einer bestimmten Idee beseelt ist, die der Dichter selber nicht nennt, die jedoch jeden verständnisvollen Leser nach der Lektüre erfüllt. „Bilde, Künstler, rede nicht!“ lautet ein bekanntes Wort Goethes. Hier ist wirklich gestaltet, und was wir dabei gewinnen, ist ein Bild des Lebens, gesehen mit den Augen eines schöpferischen Geistes, eines wahren Dichters und einer am Leben gereiften Persönlichkeit.

H. M.-B.

Carl Burckhardt. Rodin und das plastische Problem. Basel, Benno Schwabe & Co., 1921.

Die Schrift hat einen großen Vorzug zur Voraussetzung. Carl Burckhardt spricht als Bildhauer aus eigener handwerklicher Erfahrung. Darin ist für den Schriftsteller freilich die Gefahr beschlossen, daß er den Wald vor lauter Bäumen übersehe. Wie frei ist doch der

französisch Meister selber in seinem Kathedralenbuch ins Allgemeine und Weite geschweift! Ein Buch ist sein letztes Werk, das die Gemeinsamkeit von Volk und Künstler preist. In dieser Idee, einer Sehnsucht vielleicht, doch wohl in künstlerischer Erfüllung verbildlicht und individuell getilgt, beim letzten müßte das Buch über Rodin seinen Ausgang nehmen. Bedeutet doch Schaffen: den Geist antizipieren. Das Ziel der vorliegenden Untersuchung, die aus den Aufzeichnungen zu einem Vortrag entstand und vom Basler Kunstverein herausgegeben wurde, war indessen nicht, ein geschlossenes Bild von der Persönlichkeit Rodins zu vermitteln. Dazu hätte auch sein Leben, die Umwelt herbeigezogen werden müssen, all das, was der Künstler seiner Herkunft verdankt, resp. nicht verdankt, was ihn anregte und hemmte, seine Träume, seine Illusionen und Enttäuschungen. Nie wird man von ihm alles sagen, was gesagt werden müßte — diese Neuherzung Michelangelos über Dante dürfte auch von Rodin gelten. Carl Burckhardt hat aus dem unerschöpflichen Fragenkomplex einen kleinen, aber wesentlichen Ausschnitt gewählt, und darin urteilt er freilich wie ein Meister über den Meister. Er behandelt das Verhältnis Rodins zum plastischen Problem. Rodin hat es in organischem Wachstum von der malerisch-modellierenden Tendenz seiner Zeit zu räumlich-plastischer Gestaltung entwidelt. Burckhardt weist dies in einzelnen entscheidenden Stadien nach. Von besonderem Reiz ist die Feststellung historischer Einflüsse und Parallelen. In diesen beiden Momenten beruht wohl der Eigenwert der von entsprechenden Abbildungen begleiteten Betrachtungen, und zwar in dem ersten noch mehr als im zweiten. Sie sind wirklich geeignet, einem manches neue Licht über einen der verschwindend wenigen Künstler ersten Ranges der jüngeren Zeit aufzustellen. Sie regen aber auch im allgemeinen zu fruchtbaren Gedankengängen an in der Art der produktiven Bücher, die Erkenntnisse und Einsichten vermitteln, weil sie sich um wesentliche Probleme bemühen, weil sie aus tiefer sachlicher Erfahrung heraus es verstehen, sich selbst Probleme zu stellen. Daraus ergeben sich dann die lebenzeugenden, sinngemäßen Perspektiven fast wie von selber, mit ein bisschen Wagemut und Mühe. Burckhardt scheint in der Gegenüberstellung der Bezeichnungen „Nahform“ und „Fernform“ einen glücklichen Fund gemacht zu haben, der sich in der kunstwissenschaftlichen Terminologie ohne weiteres einbürgern dürfte, seiner stilbegrifflichen Bedeutung und leichten Handhabung wegen. Im übrigen ist die Schrift sehr vorsichtig in der sprachlichen Formulierung. Man gewinnt geradezu den Eindruck, sie wäre noch voller auszutragen gewesen, die grundlegenden Gedanken möchten im einzelnen noch mehr ausreifen, das vorliegende Resultat reize zur späteren gelegentlichen Überarbeitung (wobei einige Daten nicht zu umgehen wären. Man vermisst sie im Buch). Es ist auch so erfreulich genug, um sich manchen aufmerksamen Leser zu werben! Hermann Ganz, Zürich.

Andreas Heusler. *Schweizerische Verfassungsgeschichte.* Basel, Frobenius, 1920.

Verfassungsgeschichte gehört nicht zu denjenigen Gebieten historischer Darstellung, die sich des Interesses weiterer Kreise zu erfreuen haben. Anderseits wird immer wieder betont, wie gerade der Schweizer als Bürger eines demokratischen Staatswesens eine klare Einsicht in das Werden und Wesen derjenigen Staatsverfassung haben sollte, an deren Weiterentwicklung er mitzuarbeiten hat. Das mangelnde Interesse für verfassungsgeschichtliche Vorgänge bei uns mag zum Teil durch den Umstand verschuldet sein, daß es bis jetzt an einer Gesamtdarstellung gefehlt hat, die das Bild von dem Werden unseres Staatswesens unter Verwendung der Ergebnisse der neuern Forschung darstellt. Joh. Caspar Bluntschlis Verfassungsgeschichte wird zwar als das Werk eines gescheiten Menschen und hervorragenden Juristen immer noch mit Genüge und Gewinn gelesen werden; allein in den siebzig Jahren, die seit deren Erscheinen vergangen sind, hat sich unsere Kenntnis von den rechtlichen Zuständen der früheren Jahrhunderte derart erweitert und vertieft, daß Bluntschlis Buch notwendigerweise vielfach überholt ist. Das andere Werk, das die schweizerische Verfassungsgeschichte behandelt, das Buch von Johannes Meyer, vermag schon wegen der Art der Darstellung weitere Kreise nicht zu fesseln. Um so freudiger und dankbarer nehmen wir das Werk aus der Feder unseres Altmeisters rechtsgeschichtlicher Forschung entgegen. Niemand war so wie gerade Heusler berufen, die Lücke auszufüllen. Wohl hat er darauf verzichtet, sich mit allen Ergebnissen der neuen Forschung auseinanderzusetzen. Einzelne Arbeiten, die zu Ansichten gelangen, die von seiner Auffassung grundsätzlich verschieden sind, übergeht er mit Stillschweigen. Allein das Werk hat andere glänzende Vorteile. Noch nie sind vor Heusler die verworrenen rechtlichen Verhältnisse der Schweiz des ausgehenden Mittelalters in einer derart eindringenden, klaren Weise geschildert worden, daß das Bild auch für denjenigen Farbe und Leben gewinnt, der sich nicht von Berufs wegen mit Verfassungsgeschichte abgibt.

Diese Darstellung bildet zudem die beste Grundlage für ein richtiges Erfassen der Entstehungsgeschichte der Eidgenossenschaft. Vielleicht wäre das Bild noch naturgetreuer und eindrucksvoller geworden, wenn der enge Zusammenhang der schweizerischen Emancipationsbewegung mit den allgemeinen Vorgängen im Deutschen Reiche deutlicher herausgearbeitet worden wäre. Dann hätte sich z. B. auch gezeigt, daß die von Heusler hervorgehobene Prägung des zürcherischen Bundesbriefes vom Jahre 1351 nicht, wie er glaubt, das Werk des zürcherischen Stadtschreibers, sondern österreichisches Verdienst ist, da sich die Zürcher in ihrem Bundesbriefe mit den Urkantonen enge an die Form der Bundesbriefe hielten, die zu gleicher Zeit Österreich

mit Städten und Herren Süddeutschlands abgeschlossen hat.

Heuslers Bemühen, das wahre Wesen der Eidgenossenschaft der VIII alten Orte im Gegensatz zur landläufigen Auffassung klarzustellen und zu zeigen, daß sie ursprünglich alles eher war, als ein bewußt gegründetes Staatswesen, hätte bei einer derartigen Erweiterung des Rahmens an überzeugender Anschaulichkeit nur gewonnen. Sehr wertvoll ist Heuslers Versuch, die Gründungsage der Eidgenossenschaft zur Förderung eines tiefen Verständnisses der rechtlichen Vorgänge zu verwerten. „Denn die Sage“, führt Heusler ebenso feinfühlig wie zutreffend aus, „ist das historische Gewissen des Volkes, die Verklärung seines Glaubens an sein Recht, der Ausdruck der leitenden Ideen durch Ereignisse und Helden-taten“. Sie ruht „auf dem Urgrunde der historischen Wirklichkeit, der sie nur ihre Einkleidung in eine dem Volksempfinden verständliche Form gibt“.

Ein weiterer großer Vorzug von Heuslers Buch besteht darin, daß es sich nicht auf die Darstellung der allgemein eidgenössischen Verhältnisse beschränkt, sondern auch eine Verfassungsgeschichte der Teile, der regierenden Städte und Länder bietet. Das ist um so wertvoller, als sich bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein das öffentliche Leben nur zum geringsten Teile auf allgemein eidgenössischem Boden und zur großen Hauptsache innerhalb der einzelnen Kantone abspielte. Nur ein Eingehen auf die Verfassungsgeschichte der einzelnen Orte läßt uns erkennen, inwieweit auch unser öffentliches Leben die allgemeinen Strömungen der Jahrhunderte mitmachte, wie auch unsere kantonalen Regierungen von einer mehr demokratisch gerichteten Landesverwaltung seit dem sechzehnten Jahrhundert allmählich zum Absolutismus übergingen, der sich prinzipiell von demjenigen der damaligen Monarchen nicht unterschied. So versteht man dann auch, wie es kam, daß die eidgenössischen Orte den Ideen der französischen Revolutionen ebenso wehrlos gegenüberstanden wie die Monarchien und ebenso rettungslos in den Strudel hineingerissen wurden.

Es wäre zwecklos, auf den Inhalt des Buches im einzelnen eingehen zu wollen. Der Leser möge zu dem Werke selber greifen, um sich an Hand dieses vorzüglichen Führers zeigen zu lassen, wie sich aus einer Reihe von Defensivbündnissen einzelner Städte und Länder innerhalb des deutschen Reichsverbandes unter allerlei Irrungen nach und nach ein seiner selbst bewußtes Staatswesen entwickelt hat. Er möge sich an Hand von Heuslers lichtvoller Darstellung darüber klar werden, was den wesentlichen verfassungsgemäßen Gehalt der einzelnen Epochen ausmachte und wie schließlich aus dem alten Staatenbund unser heutiger Bundesstaat geworden ist. Wenn er sich so bis zum Jahre 1848 geleiten läßt, so wird er nur bedauern, daß der vortreffliche Führer hier anhält und nicht auch noch die Jahrzehnte seit dem Sonderbundskriege in gleicher Weise behandelt.

Heusler beschränkt sich nicht auf eine formale Behandlung seines Themas, sondern bemüht sich, die jeweiligen staatlichen Formen als das Ergebnis des gesamten geschichtlichen Geschehens verständlich zu machen. Die politischen Vorgänge und wirtschaftlichen Verhältnisse werden zur Erklärung der verfassungsgeschichtlichen Ereignisse überall herangezogen. Hier und da erweitert sich die Darstellung zu einer Schilderung der eidgenössischen Politik. Statt einer abstrakten Darstellung von Verfassungsformen liefert uns Heusler so ein zutreffendes Bild von dem Ringen eines Volkes um diejenige Staatsform, die seinem Wesen und seinen Bedürfnissen am angemessensten ist. So wird seine Verfassungsgeschichte zu einem lebensvollen Geschichtsbuch, das sich ebenso leicht und angenehm liest wie eine Darstellung der politischen Geschichte unseres Landes.

Hans Nabholz, Zollikon.

Otto Emil Meyer. Rätsensee = Lägern = Baden. Zürich. Verlag Polygraphisches Institut A.-G., Zürich 1920.

Die Verteuerung der Verkehrsmittel und der Lebenshaltung überhaupt macht heute manch einem, der früher jeden freien Tag zu einer Fahrt ins Alpengebiet benutzen zu müssen glaubte, diesen Luxus unmöglich. Aber hinaus in Gottes freie Natur möchte er doch, und was liegt da näher, als daß er sich endlich einmal die nähere Umgebung seines Wohnortes etwas genauer ansieht? Einer der's schon vor dem Kriege so gemacht hat, ist der Verfasser dieses anspruchslosen, aber mit viel Sachkenntnis und vor allem mit Liebe geschriebenen Büchleins. Er hat das Gebiet des Lägernberges kreuz und quer durchwandert seit vielen Jahren und ist ein warmherziger Naturfreund. Er begnügt sich nicht damit, seine Wanderfahrten zu erzählen und zu sagen, wo es besonders schön und herrlich ist, sondern erzählt auch, wie diese Landschaft entstanden, welche Gesteine man antrifft, welche Schicksale die alten Gebäulichkeiten erlebten, so z. B. gleich am Anfang der Schrift Alt-Regensberg; allerhand geschichtliche Reminiszenzen werden da recht anmutig aufgefrischt, Geologie wird eifrig getrieben; aber alles ist kurzweilig zu lesen und lockt, die Gegenden und Dörfer, den Lägernberg mit seiner schönen Aussicht und der reichen Flora persönlich kennen zu lernen. Und wer die Landschaft bereits kennt, wird sich gern über die Dinge, die ihm auffielen, von dem fundigen und liebworten Führer, über ihr Werden und Wesen, belehren lassen. „Die Liebe zur Natur ist eine große Gabe“, sagt John Lubbock nach einem Zitat des Verfassers. „Erfriert sie aber, ist sie erstickt, so ist anzunehmen, daß der Charakter darunter leidet.“ Dieses Büchlein zeugt davon, daß der Autor dieser Liebe nicht entbehrt; es regt an, mitzufühlen, was er fühlte, und seinen Pfaden zu folgen. Und — keiner wird's bereuen!

H. M.-B.

Paul Siegfried. Die Schweiz im Weltkrieg. Zürich, Polygraphisches Institut, 1921.

Eine Dankeschuld gilt es hier abzutragen gegenüber dem Büchelchen, das in so bescheide-



Fritz Voïrol, Zürich.

Sommertag am Katzensee. Ölgemälde.
Phot. Aug. Höflinger, Basel.

nem Gewande gar manchen „Wälzer“ an Gehalt und Tiefe, insbesondere aber an unmittelbarer Brauchbarkeit übertrifft. Wie oft und gerne haben wir das immer in Reichweite befindliche Opusculum zur Hand genommen, um uns rasch wieder über eine Situation während der Kriegszeit oder ein einzelnes Ereignis zu orientieren, das in der Erinnerung von neueren Ereignissen überschattet worden war. Es ist aber nicht etwa ein trockenes Nachschlagewerk, das wir hier zur Anzeige bringen, sondern eine fließende Erzählung dessen, was wir in der Schweiz während der großen Katastrophe erlebten, taten und litten. Eine schwere Zeit,

gewiß; aber doch nicht zu vergleichen mit dem, was andere und nicht schlechtere Völker zu ertragen hatten. Die militärischen Vorkehrungen zum Schutz der Neutralität und Unverletzlichkeit unseres Landes, die wirtschaftlichen Maßnahmen, die humanitären Bemühungen der Schweiz, Politik und Presse unter der Einwirkung der Kriegsereignisse und der fremden Propaganda, das Treiben der sozialistischen Umstürzler, das alles und noch viel mehr berichtet uns das kleine Buch von Paul Siegfried, dem für seine reichhaltigen Erinnerungsblätter viele Leser dankbare Anerkennung zollen werden.

-d-

† Friedrich Fritschi (1851–1921).

Mit Friedrich Fritschi, der nach schweren Leiden in der Morgenfrühe des 29. Juni 1921 sanft in ein besseres Jenseits hinaufschlummerte, ist ein Schulmann aus dem irdischen Wirken geschieden, der innerhalb der Mauern unseres Vaterlandes und weit über die Grenzen hinaus wohlverdienten Ansehens sich erfreute.

Aus „Bauernmarkt“ hervorgegangen, verfügte er über eine unbegrenzte Arbeitskraft, die keine bestimmt markierte Abgrenzung von Tätigkeit und Ruhe kannte.

Geboren am 5. Dezember 1851 in Hettlingen, Kanton Zürich, besuchte er nach Absolvierung der dortigen Schulen von 1867 bis 1871, in jener Zeit politischer Gärung, das staatliche Lehrerseminar Rüsnaft. Nach wohlbestandener Primarlehrerprüfung erhielt er im Frühling 1871 eine Verweiserei an der Primarschule Borderegg; 1873 wurde er als Lehrer gewählt. Im Frühjahr 1874 folgte er einem Ruf an die Primarschule Enge, die als eine Zierde der Schulen der Vorortsgemeinden der Stadt Zürich und als ein Lehrer-Eldorado galt. Die Namen der damaligen Lehrer: Jakob Isler, Arnold Lienhard, Albert Gsell, Albert Stiefel, Heinrich Müller, in deren Wirkungskreis Fritschi eintrat, sind heute noch von bestem Klang. Neben seiner Elementarklasse nahm Fritschi mit aller Energie seines Wesens und mit vielseitigem Wissensdrang seine Studien an der Universität auf, und zwar hauptsächlich in alten und neueren Sprachen und in Geschichte. Schon im Jahr 1876 bestand er ein Fächertest in Pädagogik, deutscher Sprache, allgemeiner Geschichte,

DIESCHWEIZ
9354.

† Alt Nationalrat Friedr. Fritschi
(5. Dezbr. 1851—29. Juni 1921).

Schweizergeschichte, Kultur- und Verfassungsgeschichte und Zeichnen.

Im Frühjahr 1881 gab Fritschi seine Lehrstelle auf, um an der Universität Zürich und in längeren Aufenthalten in England, Paris und Florenz das Rüstzeug des Sekundarlehrers zu erlangen. Im April 1884 erwarb er sich das zürcherische Sekundarlehrerpattent mit besten Noten, wobei als erwähnenswerte Tatsache hervorzuheben ist, daß seine Prüfung neben Französisch sich auf Englisch und Italienisch erstreckte. Nun begann seine Tätigkeit an der Sekundarschule Zürich-Neumünster. Auch hier trat er in ein Lehrerfolgium ein, das sich eines bemerkenswerten Rufes erfreute; es sei erinnert an Gestalten wie Jakob Ischler, Heinrich Näf, Heinrich Uzinger, Ulrich Wettstein! An dieser Lehrstelle verblieb Fritschi

bis im Jahr 1903, da er, zum Mitglied des Nationalrates gewählt, die Ausübung der Funktionen eines Mitgliedes der Bundesversammlung mit den Lehrerpflichten nicht mehr glaubte vereinbaren zu können. Als Fachlehrer für Englisch an der städtischen Sekundarschule und als Lehrer für Deutsch und Bürgerkunde an der Haushaltungsschule des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins in Zürich wirkte er im Schuldienste weiter.*)

Zur Waldmannfeier 1889 schrieb Fritschi für die Jugend im Auftrag des Waldmann-

* Der Verstorbene stand seit 1904 auch mit unserer Zeitschrift in engerer Beziehung und verwaltete bis zu seinem Tode das Amt eines Rechnungsrevisors der „A.-G. Verlag der Schweiz“ in vorbildlicher Weise. Ned.